

Frau Menga [Fortsetzung]

Autor(en): **Odermatt, Esther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 5

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5 - 1933

*

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

*

23. Jahrgang

Freundliche Worte. Von Gerhard Krause.

Wem du ein freundlich Wort kannst schenken,
Dem schenk's; er wird dir dankbar sein
Und gerne an die Worte denken,
Die lieb sind und voll Sonnenschein.

Ein gutes Wort kann oft im Leben
Viel Hass und Ungeduld zerstreu'n.
Wir alle wollen Frieden geben
Und durch der Liebe Tat erfreu'n! —

Wenn wir doch alle freud'ger wären!
So sind wir oft ganz ohne Klang
Und können in uns nichts vermehren
An Glück und Glauben und Gesang.

Der Freundlichkeit Gesang ist leise . . .
Ach, neigten wir ihm nur das Ohr
Und hörten auf die feine Weise
Und — sängen mit im grossen Chor.

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

5

Sie kannte ihren Sohn ja nicht mehr. Langsam, langsam war er ihr entglitten. Wäre sie mit ihm zum Studium in die Stadt gezogen ohne sparsame Rücksichten und Bedenken! Aber mit dem alten Großvater, und sie wollte dem Sohn ja die Heimat erhalten, die er einst so unbändig lieb gehabt.

Die Entfremdung hatte auch schon früher begonnen. Bei einer Ferienheimkehr hatte Fortunat sie nach dem Vater gefragt, ob er vor seiner Krankheit die Anwaltspraxis seines Onkels geführt und eine große Kundschaft gehabt habe? Ihr hatte ein tastender Zweifel aus des Sohnes Stimme geklungen.

„Der begehrteste Anwalt wäre der Vater geworden“, verteidigte sie ihn in hastigem Uebereifer, „wenn nicht die Krankheit ihm viel, viel zu früh die Kräfte gebunden hätte, so reich begabt war er, so hinreichend konnte er reden. Der Onkel war nüchtern dagegen, hatte nichts von des Vaters Feuer, von seiner herzegewinnenden Liebenswürdigkeit.“

Fortunat hatte sich abgewandt mit einem schmerzlich enttäuschten Ausdruck. Fast verwirrt war sie stehen geblieben; was hatte er von ihr erwartet? Mehr Vertrauen? Sie sagte doch die Wahrheit. Aber seither konnte sie nie mehr unbefangen mit ihm über den Vater reden; er wich jeder Möglichkeit, sich jedem vertrauten Gespräch aus.

„Jetzt habe ich beide verloren.“

Ja, das hatte sie. Mit grausamer Schärfe fühlte sie es; nicht äußerlich nur, innerlich hatte sie sie verloren. Ihr Herz war öde und leer. Sie hätte einen Schmerz, einen

unfählichen, gesegnet; diese Oede war Tod. Sich selber hatte sie verloren.

Ein letztesmal blühte das Krönlein der Mutter Gottes aus dem Kerzengefläder auf, dann versank es ins Dunkel. Der Psalter war zu Ende.

Frau Menga erschrak vor Scham, daß sie nicht mehr die Kraft gehabt hatte, sich aus ihrer Verfunkenheit emporzureißen zum Psalter für den alten Tumasch. Zu Hause wollte sie ihn für sich allein nachbeten.

Jetzt sah sie den Martin auf sich zusteuern, nein, seinen Dank ertrug sie nicht. Sie drängte zur Türe, verabschiedete sich hastig von den Zunächststehenden und eilte ins Dunkel.

„Mutter, paß auf, du fällst in deiner Hast schon noch einmal die glitschigen Stufen hinunter“, ihr war, so warnte aus der Ferne ihres Buben Stimme.

Da knackte ihr schon der Fuß. Mit aller Wucht stürzte sie auf die zum Schutze vorgestreckte Hand, die Nacheilenden hoben sie erschrocken auf und trugen die vor Schmerz fast Bewußtlose den dunkeln Steig zur Casa Crestas hinauf.

*

Als Wohlthat empfand es Frau Menga, mit gebrochenem Fuß im Bett zu liegen, sich nicht zu rühren, nichts mehr zu wollen, einmal sich gehen zu lassen ohne Angst, vor den Leuten etwas zu verraten, was sie nicht zu wissen brauchten.

Mit ihrem Fuß war auch ihre Widerstandskraft gebrochen, und als Frau Brida mit dem Pflegekind sie heimsuchte, erschrak sie, so müde und krank schaute Frau Menga

ihr aus den Rissen entgegen. Ihre Bitte, mit der Kleinen zur Pflege bleiben zu dürfen, lehnte Frau Menga fast schroff ab. Barla Katrina sorgte treu für sie, und sie wäre am liebsten allein.

„Kommt Fortunat?“ entfuhr es Frau Brida. Sie bereute die Frage, als ihr die Abwehr aus Frau Mengas Augen entgegenprang.

„Ich will nicht, daß Fortunat kommt. Wozu Barla Katrina noch die Arbeit vermehren? Er wäre sonst sofort hergeeilt und Ellen auch. Aber wirklich, es ist mir am wohlsten allein. Verzeih“, schluchzte sie auf, „ich ertrage das Reden schwer. Du weißt, ich war nie krank. So hat mich das kurze Liegen schon geschwächt.“

Frau Brida saß schweigend im Lehnstuhl am Fenster, traurig, bis das Kind auf ihrem Schoß aufjauchzend mit beiden Händchen ihr ins Gesicht patzte. Sie küßte es mit einer heftigen, fast herrischen Zärtlichkeit, die Frau Menga erstaunte und peinlich berührte. Sie hätte es sich nie erlaubt, ihr Kind so leidenschaftlich, so besitzergreifend leidenschaftlich zu lieblosen. Wenn sie einmal in schmerzlicher Sehnsucht aus ihrem enttäuschten Leben heraus wild die Arme nach ihm hatte breiten wollen, waren sie mütterlich weich und zart geworden, bis sie den Sohn umschlossen, und ihr Kuß wurde zu einem Gebet für ihn.

Frau Menga raffte die letzte Kraft zu einem freundlichen Abschied für die Schwägerin zusammen und ließ aufatmend die Tränen strömen, als die kleinen Kinderjauchzer den Steig hinunter verflangen.

„Du bist die Glückliche, da hast deinen Sohn“, hörte sie wie aus weiter Ferne Frau Bridas Stimme.

Zwei Tage später fuhr Fortunat in Angst und Sorge der Heimat zu. Der erste Bericht vom Unfall der Mutter hatte ihn erschreckt. Doch sie hatte ihn beruhigt und ihm so gebieterisch sein Kommen gewehrt, daß er sich — in zwiespältigem Gefühl — fügen mußte.

Aber es blieb ihm eine innere Unruhe, und in einer Auseinandersetzung mit dem Schwiegervater über verschleierte Aufstellungen im Geschäftsbericht, gegen die er sich schon oft vergebens aufgelehnt hatte, brauste er auf, und die beiden gerieten so hart aneinander, daß Ellen dem Gatten auf die Klage des Vaters hin Vorwürfe machte.

„Die Stellung, die du dem Vater verdankst —“

„Hätte ich die Stelle zu Hause, die wir so stolz ablehnten“, fiel ihr Fortunat bitter ins Wort, „so könnte ich gerade und ehrlich bleiben, wie's in unserm Hause Brauch war.“

„Und womit ihr's so weit gebracht“, parierte sie heftig und bat im nächsten Augenblick um Verzeihung, als sie sah, wie er unter dem Sieb zusammensuckte.

Bridas Meldung von einer ersten Erkrankung jagte Fortunat jäh auf. Er konnte sich nicht erinnern, daß die Mutter je krank gewesen war, und fürchtete das Schlimmste. Ohne Fragen und Ueberlegen warf er alle noch so starken Geschäftsbande ab.

„Es wird nicht so schlimm sein“, suchte Ellen ihn zu beruhigen, „deine Phantasie übertreibt dir —“

Er riß ihr die Ledertasche, die sie packte, aus der Hand, stopfte das Nötigste in den Rucksack und schnitt ihr die scheue Bitte, ihn begleiten zu dürfen, kurz ab. Betrübt und be-

kümmert trug sie ihm alles Liebe für die Mutter auf, und auf der langen Fahrt schrieb er ihr mit ein paar dringenden geschäftlichen Anordnungen noch ein freundliches Abschiedswort. —

Weiter band ihn ein Freund des Schwiegervaters an Stadt und Geschäft, während durch die Wagenfenster die wilde Bläue des Wallensees aufreizend und sehnsuchtweckend zu ihm herein blühte.

Als der Gesprächige ihn endlich allein ließ und unter der Rheinbrücke der Strom aus der Heimat stolz vorbeiraufschte, den er so oft leidenschaftlich begrüßt hatte, schwirrten Fortunats Gedanken suchend, haltlos auf wie zwischen zwei Welten, von denen er die eine verlassen, auf der andern noch nicht festen Fuß gefaßt.

Aber er fing sie ein und flüchtete sich vor allem Vertrauten, Erinnerungsschweren draußen hinein in die Zeitung, bis die verwirrende Phantastik der Rheinschluchten ihn auftrieb. Er mußte die Wikingerbuchten an den blauen Fjorden suchen, die Höhlen, wo seine Knabenphantasie alle Ungeheuer der Odyssee hatte hausen lassen. Oder war es Fasnirs Höhle gewesen dort, wo der Drache sich zum Wasser gewälzt?

Plötzlich riß Fortunat das Fenster herunter. Die Biegung des engen Tales gab eben den Blick auf den Berghang frei, an den sich, um das weiße Kirchlein geschart, sein Dorf hingesezt, um auszuruhen, so schien es ihm, auf halbem Wege den Gipfeln zu.

So sehr er sich anstrengte, er vermochte das Haus der Mutter nicht zu unterscheiden. Es tat ihm weh, daß es dort oben so selbstverständlich mit den andern Dächern verschmolz, sich an sie anschmiegend, eins mit ihnen, während er ausgeschlossen war.

Neue Kulissen schoben sich vor seine Sicht. Er schnallte den Rucksack, viel zu früh, und stand endlich am Bahnhof, von dem der Fußweg ihn in einer Stunde nach Breil hinauf führte.

„Ach, der Herr Doktor!“ staunte der alte Breiler Bote. Fortunat schaute ihm prüfend ins Gesicht und wagte doch keine Frage an den fremden Mann mit der wichtig wissenden und verschweigenden Miene.

„Die Frau Präsident ist mit dem Abendzug heimgefahren. Sie hätten sich bei der Kreuzung vorhin grüßen können“, mehr wußte er offenbar nicht.

Fortunat erkundigte sich nach dem Sohn, der mit ihm die Schule besucht hatte, und eilte über die Rheinbrücke und die Kornfelder hindurch aufwärts.

Er mußte den Riemen am Rucksack enger schnallen, Ellen hatte ihm daran genestelt. Warum hatte er sie abgeschüttelt, als sie ihn begleiten wollte? — Es war doch so selbstverständlich: zwischen der Mutter und ihm war niemand nötig, besonders jetzt nicht, wo er vielleicht —

Den entsetzlichen Gedanken vertrieb er. Der Fußweg schlüpfte durchs Gebüsch aufwärts, die lange Straßengehele abzuschneiden. Bis hieher hatte die Mutter ihn begleitet, als er zum erstenmal in die Stadtschule von ihr fortgegangen war. Er hatte den Abschied an der Bahn gefürchtet, aber unter dieser Esche hatte sie ihn geküßt und sanft fortgestoßen, und so oft er zurückgeschaut, stand sie noch da, den Arm hoch erhoben zum Gruß.

Dann die Ferienheimkehr! Tauchzend hatte er diese steilen Platten erstürmt. Fortunat zählte die Stufen; bei der dreißigsten mußte er die oberste Kehre erblicken, den Ahorn auf dem Hügel, unter dem die Mutter ihn erwartete. Die Ernste hatte sich hinter einem Strauch versteckt die ersten Male, um unerwartet bei der Wegbiegung vor ihn zu treten. An den Hals war er ihr geflogen, und sie hatten beide gewußt, daß sie sich das Liebste auf der Welt waren.

Den ganzen Weg suchte er jetzt nach dem Ahorn, aber Nebel krochen den Berg herab und hüllten ihm Baum und Hügel ein. Die Nacht schritt ihm voran. Ob die Meldung seiner Ankunft die Mutter noch erreicht hatte? Ob er sie nicht erschreckte?

Blöcklich stockte sein Schritt. Er fürchtete sich vor dem Augenblick, wo er in ihr Zimmer treten sollte, an ihr Bett. Es stieg ihm ein merkwürdiges Gefühl in die Kehle und würgte ihn, ein Schuldgefühl.

Da gab der Nebel den Hügel frei, und er erinnerte sich, wie er einst mit einem Kameraden zusammen diesen Steig hinaufgekommen und verstohlen nach dem Hügel gespäht hatte, voll Furcht, daß die Mutter ihn beim Ahorn überraschte und er sich ihrer Zärtlichkeit schämen müßte. Mit Herzklopfen hatte er den Ahorn erreicht, die Mutter war ihm nicht entgegengekommen, nie mehr.

Blöcklich glomm aus dem Nebel hoch oben am Berg ein Licht auf. Dort mußte die Casa Crestas liegen. Der Mutter Licht.

Ihm war, als ob Bleigewichte sich an seine aufwärts strebenden Füße hängten, Lasten ihm schwer aufs Herz sich legten. Er hieb mit dem Stock ins Dunkel, auf Sträucher und Häge.

„Mutterlöhnchen!“ hörte er die Kameraden höhnen, als er über dem Brief an die Mutter saß. „Mutterlöhnchen!“ traf ihn verächtlich die Stimme des Lehrers, dessen scharfes Urteil ihn mehr in Bann gehalten, beim Abschied zum Sonntagsurlaub. Tapfer hatte er sich erst gewehrt, Brief und Sonntagsbesuche für die Mutter gerettet — ja, so war er sich damals stolz bewußt geworden. Aber allmählich fand er sich seine Selbständigkeit wahren, seine Männlichkeit härter erziehen zu müssen, oder was es war. Kleine Unwahrheiten, die ihn von der Mutter abdrängten, wenn es auch nur ein Berischweigen war, das Verstecken eines modischen Hutes, den sie ihm nicht wie andere Hoffärtigkeiten klein machen sollte — oder daß er sich nach einem lieben Brief zum langen Schweigen zwang, zu einer Ferienwanderung mit Kameraden, statt der ersetzten Heimkehr. Was hieb er in die Luft? Ein Feigling war er gewesen, bis er selber nicht mehr gewollt und gekonnt hatte. Hinabgestoßen hatte er die große Zärtlichkeit für die Mutter, so tief hinab, daß sie ersticken mußte.

Bei einer Wegbiegung verschwand ihm das Licht. Er eilte schneller, bis es ihm tröstlich wieder leuchtete.

Blöcklich war es erloschen. Sein Herz wollte stille stehen. Das war unmöglich, das konnte, durfte nicht sein. Sein Leben hing an dem Licht, alles, alles.

„Mutter!“ leuchtete er, und ein Haß gegen alles, was ihn von der Mutter getrennt hatte und trennte, schoß aus verborgensten Tiefen ihm würgend ans Herz, ein wilder,

unbändiger Haß gegen die Stadt und seinen Brotberuf, gegen Ellen und ihre Eltern und all ihr Geld, ihren Luxus, gegen sich.

Um nicht der Mutter Weg zu gehen, war er in kindischem Unabhängigkeitsdrang, in dummstolzer männlicher Selbstbehauptung den falschen gerannt und hatte sich und sie verloren.

„Gott sei Dank!“ er sagte es laut.

Ein Hügel, der sich vorschob, hatte ihm das Licht geraubt, der Hügel mit dem Ahorn, bei dem die Mutter ihn in seiner Ferienseligkeit erwartet hatte. „Gott sei Dank!“

Jetzt war er plötzlich wieder der Knabe, der den Berg hinauf rannte, der Mutter entgegen, die dort oben auf ihn wartete. Versunken alles andere. Der Mutter breitete er die Arme entgegen, das Licht, das dort oben aus dem Dunkel ihm winkte, war seine Heimat, sein Beruf, sein eigenes, langverlorenes Ich.

Oben bei dem Licht lag Frau Menga still in ihrem Bett und wartete, aber nur ganz zu innerst, wo ihr Wille nicht hindrang. Ihr sehnsüchtiges Warten war so oft bitter enttäuscht worden, daß sie nichts mehr erwarten wollte.

Nach dem undeutlichen Bericht des Sohnes hatte sie für ihn und seine Frau das große Gastzimmer richten lassen und war auf beide gefaßt. Es ging ihr durch den Sinn, wie sie beim letzten Besuch der beiden sich krampfhaft zusammengerafft und mit Freundlichkeit gewappnet hatte, und wie ihr das jetzt erspart blieb, da sie krank war, so schwach wie nie in ihrem Leben. Wohl war der Arzt mit der Heilung des Fußes zufrieden, aber ihre Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab, da kein Wille mehr sie zusammenhielt. Langsam entglitten sie ihr, wie die Sandkörner abrinnen, bis das Stundenglas leer ist.

Mit Genugtuung fühlte Frau Menga Barla Katrinas Blick besorgt auf sich ruhen, war es ihr doch ein vertrauter Gedanke, heimzugehen zu den Ihrigen, die auf sie warteten. Nur wenn sie daran dachte, daß sie ohne den Sohn auch drüben keine Heimat fände, und daß zum Sohn auch Ellen gehörte für jetzt und für immer, dann war es ihr, als dürfte sie noch nicht gehen, als hätte sie noch etwas Wichtiges versäumt.

Bei Barla Katrinas leisem Hinundher schlummerte sie ein. Zu innerst geleitete sie den Sohn den Berg hinauf, und immer wieder stand sie unter dem Ahorn und wartete darauf, unverhofft vor ihn zu treten und die Freude auf seinem Gesicht aufglänzen zu sehen.

Eine Tasse klornte in Barla Katrinas Hand, und Frau Menga packte wie vor vielen Jahren die Furcht vor dem Augenblick, der ihr früher so köstlich gewesen: wenn diese Freude auf seinem Gesicht ihr nicht mehr aufblühte? Sie wollte forteilen, konnte den Fuß nicht heben, und da ging Fortunat schon hoch oben Hand in Hand mit Ellen der Casa Crestas zu.

Mit einem Schrei schreckte sie auf. Fortunat hatte die Haustür aufgerissen. Stürmende Schritte, ein Zögern, Barla Katrinas Stimme, seine gedämpft, ängstlich — und jetzt stand er im Türrahmen, groß und still, die eine Hand tastend am Rückadriemen, die andere — eine Sekunde nur — wie abwehrend erhoben gegen alles, was ihn da ergreifen wollte, dem er so wild entgegengerannt war.

(Fortsetzung folgt.)